

# Hören Sie lieber auf Ihr Gewissen!

In seiner Schrift „Zur Geiselfrage“ berichtet Ernst Jünger von den Erschießungen französischer Bürger zur Zeit der Besatzung. Dieser Text hat jetzt meinen Film „Das Meer am Morgen“ inspiriert.

Von Volker Schlöndorff

Ohne den hier nun erstmals in Buchform veröffentlichten Text von Ernst Jünger hätte ich wohl meinen jüngsten Film „Das Meer am Morgen“ nie gedreht. Vor mehr als fünfzig Jahren, gerade ein Jahrzehnt nach Kriegsende, hat es mich, im Rahmen eines europäischen Schüleraustausches, an ein Jesuiteninternat in der Bretagne verschlagen.

Blühender Ginster begrüßte mich im April 1956 in der Heide Landschaft, die das Städtchen Vannes in Morbihan umgab. Vorkriegsautos dominierten das Straßenbild, Frauen in schwarzen Trachten saßen vor den Kirchen, Häuser und Stadtmauern schienen seit Jahrhunderten unberührt. Ich war weit weg vom Wirtschaftswunder und unseren schnell aufgebauten Städten. Doch was hier noch präsent war, als wäre es gestern gewesen, waren fünf Jahre deutscher Besatzung. Als eines Tages in der Wochenschau Bilder vom Treueschwur der ersten Bundeswehrsoldaten gezeigt wurden, gab es heftige Reaktionen, im Kino wie später auf dem Schulhof. Wehrdienst sei den Deutschen mehr als eine Pflicht, hieß es im Kommentar, eine heilige Aufgabe. Ohne Feindseligkeit mir gegenüber wurde von Greueln, gerade auch hier in der Gegend, gesprochen. Ein Schulkamerad aus Nantes, damals der kleine Jean-Pierre, heute der Arzt im Ruhestand Dr. Espelle, wohnte dort in der rue du Roi Albert. Vor seiner Haustür war im Oktober 1941, nach fast eineinhalb Jahren Besatzungszeit, zum ersten Mal auf französischem Boden ein deutscher Offizier erschossen worden. Die Repressalien sollen so furchtbar gewesen sein, dass sie letztlich die Résistance ins Leben gerufen haben.

Ein Leben und viele Filme später gab mir der Journalist Pierre-Louis Basse nach einem Interview ein Büchlein in die Hand, das mich vielleicht interessieren könnte. Seine authentische Geschichte er-

festzuhalten. Was geschieht, was gesagt wird. Keinen militärischen Bericht, eher etwas Literarisches.

Mit diesen Worten „befasst“ in meinem Drehbuch General Otto von Stülpnagel den Offizier und Schriftsteller Jünger mit dem Fall. Dieser erwidert ironisch:

– So etwas wie Stendhals Tagebuch während der Feldzüge Napoleons?

– Ich weiß, dass Sie Hölderlin dem Stendhal vorziehen, aber genau so etwas „Historiographisches“ brauche ich. Geheim. Ohne Kopie.

Verständlicherweise ist der Text bei mir auf fruchtbaren Boden gefallen. Ich konnte nun das Drama um die Erschießung der fünfzig Geiseln, von denen Guy Môquet der Bekannteste ist, auch von deutscher Seite her erzählen. Denn Ernst Jünger hat nicht nur mit der Akribie eines Kriminalkommissars die Ereignisse aufgezeichnet – insbesondere ging es um lange Verhandlungen mit dem Führer, der zunächst die sofortige Erschießung von hundertfünfzig Geiseln verlangt hatte –, sondern auch in sehr persönlicher Weise die Haltung der Menschen im Angesicht des Todes beschrieben: „In Nantes sind die ersten Geiseln bereits hingerichtet worden. Ohne Zwischenfälle, ohne Gewaltanwendung, in äußerster Disziplin und Ordnung. Alle sprechen mit Hochachtung vom Mut und der Würde der Hingerichteten. Keiner hat sich abfällig oder mit Hass unseren Soldaten gegenüber verhalten. Der Mensch scheint erst im Angesicht des Todes zu seiner wahren Größe zu finden. Er verabschiedet den Willen, gibt die Hoffnung auf. Da steigen andere Signale auf.“

Den in reinem Kanzleideutsch, wohl bewusst ohne literarischen Ehrgeiz geschriebenen Text habe ich für die Dialoge im Film anhand der Tagebücher bearbeitet. Dabei hat mich allerdings überrascht, dass Jünger diese Ereignisse, die ihn sehr bewegt haben müssen, in seinen „Strahlungen“ mit keiner Zeile erwähnt. Auch in den zahlreichen Heften, Kalendern und Entwürfen, die ich in Marbach einsehen durfte, findet sich keine Eintragung.

In anderen Szenen habe ich versucht Jüngers Haltung damals in Paris zu beschreiben, und zwar wieder unter Benutzung der Tagebücher. In der Bar des Hotel Raphael trifft er eine französische Freundin und spricht schon 1941 von einem Plan, Hitler bei seinem nächsten Paris-Besuch zu erschließen. Sie parlieren natürlich in ihrer Sprache:

– Ich ertrappe mich, wenn ich durch die Stadt gehe, immer öfter beim Mustern eines Hauses oder eines Viertels. Als ob ich mich hier später niederlassen wollte.

– Hier in Paris?

– Ja. Der Krieg wird nicht ewig dauern. Unser Oberkommandierender sieht uns schon in einem friedlich vereinten Europa.

den Juden verhaftet. Man trennte die Eltern von den Kindern, das Jammern war unerträglich.

– Und hat die Uniform Ihnen geholfen, diesen Elenden Schutz zu gewähren?

Tatsächlich ist Hitler nie wieder nach Paris gekommen, und Jünger hat seine Aufzeichnungen im Juli 1944 vernichtet. Nichts spricht dafür, dass er sich an einem Tyrannenmord beteiligt hätte.

In einem ähnlichen Dilemma befand sich General von Stülpnagel, der die Erschießungen schon deshalb ablehnte, weil sie Frankreich für die Besatzer unregierbar machen würden. Auch das hat Jünger genau notiert: „So werden wir Frankreichs Herzen nicht gewinnen. Noch besitzen wir das Vertrauen der Bevölkerung. Vergessen Sie nicht, dass wir das ganze Land mit nur 1200 Offizieren verwalten. Die Leute in der Partei und die SS haben einfach keinen Sinn für Geschichte. Niemals hätte sich Napoleon so etwas in Preußen erlaubt.“

Bei der Schilderung des Kampfes zwischen der Wehrmacht und der SS sowie dem deutschen Botschafter in Paris musste Jünger in seinem Bericht besonders vorsichtig sein. Wie viel Verständnis er für die Lage seines Oberbefehlshabers hatte, fasste er erst in seinem Tagebuch zusammen, als Stülpnagel um seine Abberufung bat: „Ich befinde mich in einer unmöglichen Lage, in der man eigentlich nur Fehler machen kann, egal ob man handelt oder ob man nicht handelt.“

Allen Beteiligten scheint es jedoch gelungen zu sein, dieses Massaker als reinen Verwaltungsakt zu behandeln, für den sich letztlich niemand verantwortlich fühlte. Nur zwei Tage trennten die Schüsse auf Oberst Hotz von der Erschießung der Geiseln. Selbst deren Auswahl wurde bürokratisch gehandhabt. Die Deutschen bestanden darauf, dass sie jugendlich sein sollten, wie die „Terroristen“ es wohl waren, aus der Gegend um Nantes stammten oder zu den Kreisen gehörten, denen sie politisch nahestanden. Mit diesen drei „objektiven“ Kriterien sollte der Anschein der Willkür vermieden werden. Die Auswahl selbst musste der 35 Jahre alte Landrat treffen, der gerade erst in das Örtchen Châteaubriand versetzt worden war. Auch er hat sein Dilemma und seine Verhandlungen mit dem Kreiskommandanten Kristukat in seinen Memoiren penibel genau festgehalten. Er empfand es als seine Pflicht, sorgfältig auszusondern, um „guten Franzosen“ das Leben zu retten. Deshalb wählte er die Geiseln in einem Internierungslager aus, in dem Leute wie Guy Môquet verwahrt wurden, weil sie irgend etwas gegen die Besatzer unternommen hatten. Der Dorfpfarrer, der herbeigeiligt ist, macht ihm das zum Vorwurf:

– Wie konnten Sie Ihre Finger in dieses Räderwerk stecken?!

– Ich habe getan, was an meiner Stelle jeder französische Staatsbeamte, der sich seiner Verantwortung bewusst ist, getan hätte.

– Die Verantwortung hätten Sie den Deutschen überlassen müssen.

– Ich konnte, ich durfte doch nicht gute Franzosen erschließen lassen.

– Und sogar hier beteiligen Sie sich an der Aktion! Durch Ihre bloße Gegenwart!

Wieso spüren Sie das denn nicht?!

Ein deutscher Offizier kommt zu dem Landpfarrer, dessen Soutane vielfach geflickt und zerschlissen ist:

– Keine Politik bitte, Herr Abbé.

– Im Gegenteil. Reden wir über Ihre Geiselpolitik, die eine Wahnsinns politik ist. Eine ausweglose! Erschießungen provozieren Attentate. Attentate neue Erschießungen. Ein höllischer Kreislauf!

Sind Sie Christ?

– Natürlich.

– Ihr Gehorsam ist es nicht. Seien Sie nicht Sklave Ihrer Befehle. Hören Sie lieber auf Ihr Gewissen!

Diese Aufforderung bleibt ungehört, auch von Seiten der Soldaten (denn die Hinrichtung wurde von der Wehrmacht vollzogen), die den Schießbefehl erhalten – und hätten verweigern dürfen.

Ernst Jüngers Emotionen sind in seiner Übersetzung der zwei Dutzend Abschiedsbriefe der Hingerichteten oft deutlicher zu spüren als in dem eigentlichen Bericht. Hier scheint er an das Mitgefühl der Leser, an wen immer er da gedacht haben mag, zu appellieren und sie auch aus Vernunftgründen zum Aufgeben der Geiselpolitik bewegen zu wollen. Die meisten der Opfer waren Arbeiter, entsprechend einfach ihr Stil, oft auch von sehr mangelnder Orthographie. Das alles korrigiert der geschickte Übersetzer sehr einfühlsam. Nur an manchen Stellen schleicht sich Pathos ein. So wird etwa aus Guy Môquets „Je vais mourir“ (ich werde sterben) – „Ich sterbe vor dem Tode.“

Damit endet übrigens auch mein Film, jedoch erzähle ich die Hinrichtung nicht so sehr aus Guys Perspektive, sondern eben der eines jungen Deutschen. Es ist ein Soldat, der in dem Hinrichtungskommando landet, weil er seinen Tornister auf dem Fahrrad eines Kameraden transportieren ließ, statt ihn selbst zu tragen. Eine Heinrich Böll nachempfundene Figur, die er in seiner frühen Erzählung „Vermächtnis“ schildert. Böll diente im gleichen Jahr, als 21 Jahre alter Mann, am Atlantikwall. Sein friedliebender Schütze erlaubt mir einen Kontrapunkt einzuführen und die Ereignisse von einem weiteren deutschen Schriftsteller reflektieren zu lassen, wenn bei Böll auch Fiktion ist, was bei Jünger auf Tatsachen beruht. Beide Texte sind von einer starken persönlichen Haltung geprägt, an die es gut ist, sich zu erinnern, wann immer Europa in Frage gestellt wird.

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um das leicht gekürzte Vorwort, das Volker Schlöndorff zu der Denkschrift „Zur Geiselfrage“ von Ernst Jünger verfasst hat. Die „Geiselfrage“ erscheint erstmals in kommentierter Form am 24. Oktober im Klett-Cotta-Verlag, Herausgeber ist Sven Olaf Berggötz.



Mikroskopieren geht über Emotionalisieren: Ernst Jünger, 1949 Foto bpk/Benno Wundshammer

zählt, wie es im Oktober 1941 zu dem frühen Tod des 17 Jahre alten Guy Môquet kam, der in Frankreich das Gegenstück zu Sophie Scholl darstellte. Die Tat, die er mit dem Leben bezahlen musste: Er hatte in einem Kino Flugblätter gegen die Besatzer vom Rang in den Saal geworfen. Und obwohl er zu den Jugendbrigaden der Kommunistischen Partei gehörte, wird sein Abschiedsbrief auf Anweisung von Präsident Sarkozy alljährlich an seinem Todestag in allen Schulen verlesen.

Diesen bewegenden Brief hat Ernst Jünger ein paar Tage nach der Hinrichtung des Jungen ins Deutsche übersetzt. Wovon weder ich noch sonst jemand in Frankreich etwas wusste. Erst die Entdeckung, dass Ernst Jünger sich in der Schrift „Zur Geiselfrage“ mit dem Vorgang befasst hatte, weckte wirklich meine Neugier an diesem Fall, der zeigt, wie man aus jugendlichem Überschwang ganz ungewollt zum Märtyrer werden kann.

– Jünger, ich möchte Sie bitten von jetzt an die Ereignisse, Stunde für Stunde,

– Unter deutscher Hoheit?  
– Nicht unbedingt. . . .  
– Sehen Sie denn ein mögliches Ende?  
– Ein gewaltsames, ja.  
– In der Tradition des Tyrannenmordes?  
– Es gibt Leute, die so etwas vorhaben.  
– In Deutschland?  
– Auch hier.  
– Sie?  
– Sie haben mich angesprochen, aber ich bin eher Beobachter.  
– Zuschauer oder Voyeur?  
– Nein. Als Soldat bin ich Mann der Tat. Aber kein Mörder.  
– Ernst, Sie sind und bleiben ein Snob!  
– Jedenfalls fühle mich nicht berufen, ins Räderwerk des Weltgeschehens einzugreifen.  
– Das tun Sie aber, indem Sie hier sind als Offizier der Besatzungsmacht.  
– Die Uniform verpflichtet auch, anderen Schutz zu gewähren. Was wäre ich sonst für ein Mensch? Niemals vergessen, dass man umgeben ist vom Elend anderer. Gestern, rue Vieille du Temple, wur-



Alles neu: Der neue Chefdirigent des SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg, François Xavier Roth, mit der Klarinetistin Nina Janßen im neuen Orchesterstück von Saed Haddad „Kontra-Gewalt“ in Donaueschingen. Foto Charlotte Oswald

## Der Dschungel dräut

Und die Seraphim singen: Überraschungen bei den Donaueschinger Musiktagen

Auch die Neue Musik war lange Zeit männlich dominiert. Auf den Fotos der Ensembles um Stockhausen, Kagel oder Globokar stehen trutzige Männerriegen, vielleicht in Pionierzeiten unvermeidlich. Heute ist das Komponieren und Aufführen von zeitgenössischer Musik längst keine Männersache mehr. Gleichwohl war der Paradigmenwechsel bei den diesjährigen Musiktagen in Donaueschingen eklatant: ein reines Komponistinnen-Programm und gleich drei weibliche Jazz-Ensembles – das hatte es noch nie gegeben!

Für die Neuen Vocalsolisten Stuttgart entstanden Sarah Nemtsovs „Hoqueti“, eine Verbindung mittelalterlicher Satztechniken mit Traum-Texten Adornos, Benjamins und Brechts: Die Frauen spielen Schlagzeug, die Männer Kontrabass. Die leicht stereotype Aufteilung mit Dominanz der hohen Stimmen erzeugt einen eher freundlichen Eindruck, während Jennifer Walshes „Watched Over Lovingly By Silent Machines“ kontrovers wirkte und Züge einer Dada-Performance gewann: zerrissen im Ablauf, wüst und schräg, eher ein Panoptikum des „Ulisses“-Chaos, grenztweit nicht im schlechtesten Sinn. Auch Rebecca Saunders kommt nicht ohne literarischen Hintergrund (Beckett) aus; dennoch wirkt „Stasis“ als in sich fragiler Kosmos: Parataktische Fragmente werden nebeneinandergestellt, keineswegs aleatorisch, Uhren regeln die Koordination. Vor allem im letzten Drittel gewinnen die Partikel an fast magischer Introversion: eine gelungene Dialektik von Reduktion und Beziehungsgeflecht.

Eckpfeiler der Musiktage waren wieder die beiden großen Orchesterkonzerte

te. Das erste brachte zwei fesselnd konträre Werke. Pierluigi Billones „Phonogliphi“ zielen auf Multiperspektivik. Manch „scheppernde“ Metall-Klänge erinnern an die Peking-Oper. Doch auch sonst wird die Totale ausgespart, denn mitten im Orchester agieren Fagott und Sopran, und Instrument wie Stimme relativieren nicht nur das Tutti, sondern zwischen Vokal-Sprachlichem und Instrumentalem kommt es zu osmotischen Übergängen, subtil orchestralen Parlieren.

Selbstverständlich kennt Wolfgang Rihms Komponieren solch Quidproquo auch, doch seine Übergänge verlaufen anders. Seit zwanzig Jahren steht er im Bann von Antonin Artauds „Séraphin“-Komplex, auf den er mit einem immensen Work-in-Progress reagiert. Jüngster „Zustand“ ist die „Séraphin“-Symphonie, geschrieben für das Ensemble „musikFabrik“ und großes Orchester, die simultan agieren: Über das ältere „Concerto“ hat Rihm die „Symphonie“ gelegt – im Sinne eines Palimpsests „überschrieben“. Das Ergebnis fasziniert in der unerhörten Haptik des Klanglichen, fast nach Art idealer Bühnen-, Ballett- oder Filmmusik. Da imaginiert man wie im Western Pferdehufgetrappel, der Dschungel dräut, Choräle besänftigen, zwei Hörner singen vom Abendrot. Und dies alles durchaus in Rihmscher Erratik, Ekstasik und Kinetik: „avantiti!“ heißt es auf Seite 142. Wieder ist es ein Dokument unerhörter Meisterschaft. Dass man bisweilen Strauss assoziiert, wäre Rihm gewiss kein Tort. Die Selbstsicherheit solcher „Heldenlebens“ ist so beeindruckend wie beunruhigend.

Les extrêmes se touchent: Wolfgang Mitterer ist nicht nur Komponist, son-

dern auch Improvisator, Live-Elektroniker zwischen Avantgarde und Jazz. „Little Smile“ bringt das scheinbar Unvereinbare zusammen: exakte Notation, Aktionsfreierräume und Experimentalstudio-Transformation. Im Abschlusskonzert erfuhr man gleichfalls Extreme. Der Jordanier Saed Haddad stellt in „Kontra-Gewalt“ heftige Klangaktionen gegeneinander, mit einer Soloklarinette quasi als „Friedensengel“.

Verstörer war „To Zeitblom“ des Norwegers Lars Petter Hagens für Hardangerfidel und Orchester: leise, harmonische, auratisch-statische Musik, „nordisch“ geheimnisvoll. Hörte man sie pur, wären Kitsch- und Ideologieverdacht zur Stelle. Hagen indes setzt Sätze Adornos über die Unmöglichkeit ästhetisch-gesellschaftlicher Versöhnung dagegen, so dass sich Ton und Text als „Concerto“ wiederhakenreich gegenseitig aufheben. Andreas Dohmens „zirckel/richtschey/felcher“, von Düren inspiriert, erhielt den Sonderpreis des Orchesters, sicher zu Recht. Es ist ein hochvirtuoses Tour-de-Force-Scherzo mit unterschiedlichen Bewegungsschichten gleichzeitig, technisch höchst fordernd, im Schwung imponierend, aber auch leicht selbstzweckhaft.

Zweimal kam John Cage als Zombie um die Ecke. In Erwin Staches Fußball-Musik-Performance erzeugten die Spieler im Laufen ihre Klänge selbst, analog zu Merce Cunninghamas Täzern. Und den Karl-Sczuka-Hörspielpreis erhielten „Die 50 Skulpturen des Instituts für Feinmotorik“ für die skurrilen Effekte manipulierter Plattenspieler nach Art des „Prepared Piano“. Der Fächer war erschreckend weit offen. GERHARD R. KOCH

## Babylon ist abgebrannt

„Three Kingdoms“ von Simon Stephens in den Münchner Kammerspielen

„Es ist absurd, dass wir da sind“, deklariert Mr. Petrov seine Existenztheorie. „Aber wir sind da. Und freiwillig verschwinden wir nicht.“ Nach allem, was die Münchner Uraufführung von Simon Stephens' „Three Kingdoms“ an vermut-lich Menschlichem und vermeintlich Unmenschlichem zu bieten hat, muss man gestehen, der Mann, der eben erst seine schwarze Latexschürze gegen ein reines Hemd tauscht, hat absolut recht: Das Verbrechen ist eine weiße Möwe auf dem Giebel eines europäischen Hotels – hartnäckigst nervtötend, aber nicht so einfach abzuschließen. Deswegen singt in Sebastian Nüblings Inszenierung der estnische Schauspieler Risto Kübar den ebenfalls nicht totzukriegenden omnilingualen Schlagler „La Paloma“ als verträumte ornithologische Kampfansage im Nügendwo zwischen Tanztee und R.E.M. Deswegen hält sich dieser blonde Mönchflüsterer als Regent über drei Königreiche, als Tod und Teufel, Gott und Godot, Travestie-Narr, androgyn böser Märchenonkel und im blendendweißen Anzug als hartnäckiger Albino-Albtraum im an diesem Abend so oft vordergründigen Hintergrund. Und deswegen erlebt in dieser Auftragskooperation zwischen den Münchner Kammerspielen, dem Theater N099 Tallinn und dem Lyric Hammersmith Theatre London der Humor einen seiner schwärzesten Tage.

Bereits zum fünften Mal bringt Nübling ein Stück des prägenden englischen Gegenwartsdramatikers Simon Stephens auf die Bühne und damit direkt an die Synapsen seines Publikums: ein Abend, der einem positiv auf die Nerven geht. Der Fall eines abgetrennten Kopfes führt einen englischen Detective zuerst

nach Deutsch- und dann nach Estland, zuerst zum Sprach- und dann zum Identitätsverlust.

Der Zuschauer, der dank Übertitelung Deutsch, Englisch, Estnisch und Russisch versteht, ist versucht, diesen, verglichen mit allem, was ihn erwartet, guten Bullen in Schutz zu nehmen. Doch genau hier hakt Stephens nach: Wird Inspector Ignatius Stone nicht von seinen eigenen gewalttätigen Methoden moralisch k.o. geschlagen? Im nackten Rohbau für drei Königreiche, geschaffen von Ene-Liis Semper, sorgt Regisseur Nübling für Entladungen von großen Worten und großen Werten. Dreckig und dreiläufig bewegt er sich zwischen Hardcore, Softporn und Popcorn, zwischen

Thriller, Poesie und Beckett, zwischen „Dogville“, „Twin Peaks“ und „The Wire“. Das Thema der Sprachverwirrung ist für Stephens und Nübling keine Premiere: Wie bei ihrem Essener „Ubu“ etwa macht ein hervorragendes internationales Typenensemble – drei englische, drei deutsche und sieben estnische Schauspieler – das verstörende Gegenwarts-Babylon perfekt. Wo in der deutschen Privatpornolandschaft maßlos freakige Sexspielzeugtüten an Bircher-Müli zelebriert werden, sausen in der estnischen Privatsaunalandschaft Reisigbündel auf gestülpte Körper, während die Trotzvision eines weltweiten Menschenhandels als Globalisierungsideal in Richtung Westen gepitscht wird. Nach getaner Arbeit lächeln die zwielichtigen Kraftpakete ins Publikum, als seien sie die stolzen Akrobatenbrüder von Circus Krone und nicht die selbsternannten Aliasse aus „Der Pate“: „We are not a fucking family.“ In den Londoner Szenen zu Beginn entgeht das lastlos lockere Spiel von Nick Tennant und Ferdly Roberts nur dank Rupert Simonian einem allzu oberflächlichen Boulevard.

Wo immer Stephens an der Schutzfolie knubbelt, die seine fetischisierten Flachschürfer auf ihren glatt gepflegten Images sich bewahren wollten, reißt Nübling die Fetzen noch ein bisschen stärker auf, schafft Figuren aus rohem Fleisch und groben Worten. „Three Kingdoms“ ist ein dreistündiger Fall in menschliche Abgründe. Seine größte Kunst aber ist es, den Aufprall hinauszuögern – bis die Zuschauer wieder im warmen Saallicht sitzen und den Schmerz nur noch in den applaudierenden Händen fühlen. TERESA GRENZMANN



Kannivertan: Babel lebt. Foto Arno Declair